Aus Freude am Lesen

Buch

Ein berühmter italienischer Tenor wird während der Aufführung von Puccinis »Tosca« auf offener Bühne erschossen. Die Kinder des Täters, die Zwillinge Patrice und Patricia, reisen ins Elternhaus nach Berlin, um zu verstehen, wie es zu dieser pathetischen Tat kommen konnte. Schicht um Schicht legen sie die Beweggründe frei, die ihren Vater, einen legendären Klavierstimmer und erfolglosen Opernkomponisten, zur Waffe greifen ließen. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive der Zwillinge. Jahre zuvor waren sie vor ihrer inzestuösen Liebe in verschiedene Hemisphären geflohen. Ihr Wiedersehen und die zunächst unbegreifliche Tat des Vaters führen dazu, daß sie ihre Sprachlosigkeit beenden und aufschreiben, wie sie die einstige Intimität erlebt haben. Durch den Prozeß des Erinnerns werden sie schließlich, für den anderen und für sich selbst, zu eigenständigen, voneinander unabhängigen Personen.

Mit seiner Geschichte über den Verfall einer Familie, über Intimität und über das Zerstörerische am Wunsch nach Erfolg ist Pascal Mercier ein sprachlich dichter und psychologisch eindringlicher Roman gelungen, der durch seine kompositorische Raffinesse besticht. »*Der Klavierstimmer* ist von einer sprachlichen Schönheit, die an die Meisterschaft großer Romanciers vergangener Epochen erinnert.« *(Die Welt)*

Autor

Pascal Mercier, 1944 in Bern geboren, lebt in Berlin. 1995 erschien sein vielbeachteter Roman »Perlmanns Schweigen«. Für sein Romanwerk wurde er mit dem Marie Luise Kaschnitz-Preis 2006 ausgezeichnet. »Nachtzug nach Lissabon« stand monatelang auf den Bestsellerlisten.

Pascal Mercier bei btb

Perlmanns Schweigen. Roman (72135)
Nachtzug nach Lissabon. Roman (73436)
Lea. Novelle (73746)

Pascal Mercier

Der Klavierstimmer

Roman

btb

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für Taschenbücher aus dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

20. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2000,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 1998 by Albrecht Knaus Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Guido Pretzl
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
UB · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-72654-7

www.btb-verlag.de

Nous cherchons notre bonheur hors de nous-mêmes, et dans l'opinion des hommes, que nous connaissons flatteurs, peu sincères, sans équité, pleins d'envie, de caprices et de préventions: quelle bizarrerie!

Wir suchen unser Glück außerhalb von uns selbst, noch dazu im Urteil der Menschen, die wir doch als kriecherisch kennen und als wenig aufrichtig, als Menschen ohne Sinn für Gerechtigkeit, voller Mißgunst, Launen und Vorurteile: wie absurd!

La Bruyère

All dies aufzuschreiben – es hat mir die Gegenwart zurückgegeben, die ich vor langer Zeit verloren hatte.

Patrice

Läßt sich, was man einmal in Worte gefaßt hat, weiterleben wie bisher? Oder ist die stille Beschäftigung mit Worten die wirkungsvollste Art, das Leben zu verändern – wirkungsvoller als die lauteste Explosion?

Patricia

Patrice

ERSTES HEFT

Jetzt, da alles vorbei ist, wollen wir aufschreiben, wie wir es erlebt haben. Wir werden den Erinnerungen allein gegenübertreten, ohne Verführung durch die Gegenwart des anderen. Die Berichte sollen wahrhaftig sein, ganz gleich, wie groß der Schmerz sein mag beim Lesen. Das haben wir uns versprochen. Nur so, hast du gesagt, vermöchten wir den Kerker unserer Liebe zu zerschlagen, die mit der gemeinsamen Geburt begann und bis zum heutigen Tage gedauert hat. Nur so könnten wir frei werden voneinander.

Du hast es gesagt, als wir in der Küche standen und die letzten Schlucke Kaffee aus den Zwillingsbechern tranken, die Maman am Abend meiner Ankunft aus dem hintersten Winkel des Buffets hervorgekramt hatte. Ihre Hände zitterten, und es wäre unmöglich gewesen, sie in ihrem verlorenen Lächeln, hinter dem sie einen Sprung in die unversehrte Vergangenheit versuchte, zu enttäuschen. So haben wir einen unsicheren Blick getauscht und die beiden blaßgelben Becher in die Hand genommen, du den heilen, ich denjenigen mit dem Sprung; wie früher. Wenn wir uns, weil wir keinen Schlaf fanden, nachts in der Küche trafen, hielten wir die Becher wie damals, und es schien mir, als würden sich unsere Bewegungen mit jedem Mal wieder ähnlicher. Nur angestoßen haben wir mit unserem Kaffee nicht wie früher, obwohl wir beide vom anderen wußten, daß er daran dachte. (In diesen Tagen waren wir füreinander wie aus Glas: hart und zerbrechlich zugleich, und in den Gedanken vollkommen durchsichtig.)

Zweimal hast du heute morgen den leeren Becher an die Lippen geführt, bevor du ihn ausspültest. Als du nach einem Au-

genblick des Zögerns zum Küchentuch griffst, um ihn zu trocknen, hatte ich die Hoffnung, du würdest ihn in die Reisetasche stecken, die fertig gepackt im Entrée stand. Als einen Gegenstand, der uns über alle Abschiede hinaus verbände. Statt dessen tatest du den trockenen Becher in die Geschirrablage, als müßte er noch weitertrocknen. Es geschah langsam und mit großer Behutsamkeit. Dann gingst du voran. In dem Blick, mit dem du mich streiftest, lag erschöpfte Tapferkeit und der dunkle Schimmer der Resignation, denn wie immer fiel dir die grausame Rolle derjenigen zu, die den Abschied vollziehen mußte. Ich war froh, daß dies noch nicht der letzte Blick war. Gleichzeitig zitterte ich vor dem Moment, wo wir nachher unter der Haustür stehen würden, um den letzten Blick zu tauschen.

Deine Stiefel waren laut auf den Fliesen. Mit einer schnellen Bewegung schlüpftest du in den Mantel und holtest die Handschuhe aus der Tasche. Während du sie anzogst, standest du mit gesenktem Kopf vor mir. Nie wieder würde ich diese Hände auf mir spüren. Ich dachte an die weißen Handschuhe aus Spitze und öffnete die Tür, um das Bild zu verscheuchen. Dann begegneten sich unsere Blicke. Mit leise zitternden Lippen versuchtest du ein Lächeln, das deinen und meinen Schmerz, wenn nicht zu leugnen, so doch zu verharmlosen suchte: Machen wir es uns nicht schwerer, als es ist! Einen entsetzlichen Augenblick lang dachte ich, du würdest mir die Hand geben, etwas, was wir – außer wenn wir andere spielerisch nachahmten, so daß die Geste wie ein Zitat war – niemals getan haben. Schon hattest du dich gebückt, um die Reisetasche aufzunehmen, da richtetest du dich wieder auf, und nun verlor sich dein Blick in Tränen. Ich habe keine Ahnung, ob auch ich mich bewegte, ich weiß nur, daß du auf mich zutratest wie sonst nie in diesen Tagen und den Kopf an meine Schulter legtest. «Wir werden alles aufschreiben, nicht wahr?» hast du geflüstert. Ich nickte in dein Haar hinein, das anders roch als früher. Dann umarmtest du mich mit der wunderbaren, entsetzlichen Rückhaltlosigkeit eines letzten Males. In der Zeit gab es einen Sprung, du standest am Gartentor und hobst die Hand, es war die glei-

che Bewegung wie bei zahllosen Gelegenheiten in ferner Vergangenheit. Auch ich hob die Hand, glaube ich. Und dann sah ich dich, wie damals, mit einer Reisetasche die Straße entlanggehen, zur Seite geneigt als Gegengewicht. Es war eine andere Tasche als damals, und jetzt, im November, konnte mein Blick dir länger durch die kahlen Bäume folgen als an jenem Sommermorgen unseres ersten Abschieds, als mir die Zeit verlorenging.

Nie werde ich vergessen, wie ich damals, vor sechs Jahren, von deiner Gegenwart auf dem Bettrand erwachte. Nicht die Bewegung des Hinsetzens war es, die mich weckte. Deine Nähe war es, dein Blick und der feine, kaum merkliche Geruch aus Seife und Parfum. Einen winzigen Moment lang glaubte ich, du wolltest zu mir kommen, und setzte an, die Arme nach dir auszustrecken. Doch dann sah ich im fahlen Licht der Morgendämmerung deine Reisekleidung. Nie zuvor bin ich so tief erschrocken wie damals, und jedes andere Erschrecken, das mir seither zugestoßen ist, war verglichen damit ein Nichts. Ich hoffe, nie wieder eine so große, so schmerzhafte Wachheit ertragen zu müssen wie in jenem Augenblick, als mir deine Absicht klar wurde. Du saßest sehr aufrecht, die Hände im Schoß. Es lag eine entsetzliche Bestimmtheit in dieser Haltung, und dein Blick besaß eine Entschlossenheit, die keinen Widerspruch duldete. «*Adieu*», sagtest du nur. Halb aufgerichtet wollte ich gerade fragen, wohin, da hast du nur stumm den Kopf geschüttelt. (Manchmal verfolgt mich dieses Kopfschütteln im Traum auch heute noch.) Wie nach einem Faustschlag sank ich ins Kissen zurück. Deine Entschlossenheit, so schien mir, geriet für einen Augenblick ins Wanken, als du meine Tränen sahst, und du schlossest die Augen, um in deinen Willen zurückzufinden. Immer noch mit geschlossenen Augen beugtest du dich plötzlich zu mir herunter und küßtest mich auf die Stirn. Dann warst du mit einer einzigen schnellen Bewegung bei der Tür, die du, ohne dich noch einmal umzudrehen, hinter dir zumachtest.

Ich hörte deine leisen Schritte auf der Treppe und im Entrée, und einmal das Schleifen von etwas, das deine Reisetasche sein

mußte. Erst jetzt sprang ich auf und trat auf die Galerie. Du hattest den Schlüssel außen ins Schloß gesteckt, ich sah, wie sich die Tür lautlos schloß, und hörte, wie der Schnapper leise ins Schloß glitt. Ich stürzte ans Fenster. Seitlich geneigt gingst du mit unregelmäßigen, angestrengten Schritten die Straße entlang. Einmal setztest du die Tasche ab, um zu verschnaufen. Ich hoffte, du würdest dich umdrehen und zu meinem Fenster heraufblicken. Darüber vergaß ich zu atmen. Doch du standest nur da und massiertest die Hand. Dann nahmst du die Tasche in die andere Hand und gingst weiter, auf den Mexikoplatz zu und hinaus aus meinem Leben.

Damals breitete sich eine schreckliche Stille aus, die für lange Zeit auch den größten Lärm übertönen sollte: die Stille deiner Abwesenheit. Ich hörte das Geräusch einer jeden Bewegung, die ich machte. Vor allem meine Schritte hörte ich. Es kam mir vor, als sei ich nichts anderes als der Resonanzkörper für die Geräusche, die so schrecklich laut von deinem Verschwinden zeugten. Ich verließ das Haus in der Hoffnung, der Lärm der Straße würde die gespenstischen Laute der Stille aufsaugen. Doch weder das Aufheulen von Motoren noch das ohrenbetäubende Knattern von Preßlufthämmern vermochte der betäubenden Stille etwas anzuhaben. Ich hörte weiterhin jeden einzelnen meiner Schritte auf dem Pflaster, jedes Reiben des Ärmels an der Jacke, ja sogar jeden Atemzug, den ich tat. Im Haus spürte ich das Pochen meines Bluts und hörte – seit Jahren das erste Mal mit Bewußtsein – das Ticken der Pendule im Entrée. Von da an schien die Welt voll von tickenden Uhren zu sein, sogar das Ticken meiner Armbanduhr meinte ich zu hören. Nichts hätte die plötzliche Leere der Zeit, ihr dürftiges, lebloses und dennoch aufdringliches Verfließen besser zum Ausdruck bringen können als dieses Ticken.

Der heutige Abschied war noch nicht der letzte. Der endgültige steht uns noch bevor. Wir werden in Paris aus dem Bistro kommen, das du für diese Begegnung ausgesucht hast. Wie wird es aussehen? Werden wir unsere Aufzeichnungen gegeneinander über die Marmorplatte schieben wie bei einem Tref-

fen von Spionen? Oder werden wir sie erst austauschen, wenn wir wieder draußen sind? Werden wir getrennt zahlen, oder werden wir versuchen, einander zu diesem letzten Kaffee einzuladen – du als die Gastgeberin, ich als der Besucher? Und was werden unsere letzten Worte sein? Worte eines solchen Abschieds haben wir nicht in unserem Repertoire. Es war nicht vorgesehen, daß wir sie eines Tages brauchen würden.

Wir werden auf der Straße stehen, jeder die Papiere des anderen in der Hand, um dann unserer Wege zu gehen, jeder einen anderen. Wie das sein wird – ich wage nicht daran zu denken.

*

Es ist Abend, und das Haus ist leergeräumt. Bis auf den Flügel, Vaters Schreibtisch, den Koffer mit den Partituren und das Sofa, auf dem ich schlafen werde. Vaters Arbeitszimmer, hatte ich den Möbelpackern gesagt, solle als letztes drankommen. Gegen Mittag kamen die Leute vom Klaviertransport und standen in blauer Arbeitskleidung um den glänzenden Steinway herum. Da geschah etwas mit mir, und ich schickte sie wieder weg. Dann gab ich Anweisung, was sonst noch dableiben sollte. Dem Möbelhändler sagte ich, er werde, wie vereinbart, auch die restlichen Sachen bekommen; nur jetzt noch nicht. Von Anfang an muß ich gespürt haben, daß ich hier noch nicht fertig bin. Daß ich Vater noch etwas schulde.

Eigentlich müßte ich jetzt im Flugzeug nach Santiago sitzen, und es stört mich, daß du mich über dem Ozean wähnst, während ich in Wirklichkeit hier an Vaters Schreibtisch sitze. Anrufen aber wäre gegen die Abmachung.

Als du heute morgen aus meinem Blickfeld verschwunden warst, konnte ich es kaum erwarten, den ersten Satz zu schreiben. Den Stift aufs Papier zu setzen, um zu dir zu sprechen, das würde verhindern, daß das unsichtbare Band zwischen uns zerrisse wie beim ersten, sprachlosen Abschied. Zumindest vorläufig würde es das verhindern. Jede Minute, die verstrich,

ohne daß ich begonnen hatte, erschien mir bedrohlich. Doch dann fuhr der Möbelwagen vor, und ich hatte anderes zu tun.

Später ging ich in die Papeterie. Es sollten keine losen Blätter sein, auf denen ich unseren Pakt des Erzählens erfüllte, sondern Hefte. Das war im Flugzeug praktischer. Was ich mir nämlich vorstellte, war, während der sechzehn Stunden Flug ununterbrochen zu schreiben. Nur so wäre das Geräusch der Motoren erträglich, die mich unaufhaltsam von dir wegtrieben. Mit jedem Satz, den ich über uns schrieb, würde ich die Triebwerke und die äußerliche Distanz, die sie zwischen uns legten, verspotten. Nie wieder wollte ich eine Nacht erleben wie auf dem ersten Flug. Deshalb war es wichtig, daß mir auf keinen Fall das Papier ausginge. Ich nahm drei Hefte aus dem Regal, dann noch zwei. Schon draußen, kehrte ich um und kaufte weitere fünf dazu. Ich würde auf dem Flug nicht zehn Hefte füllen; das war es nicht. Was ich sicherstellen wollte, war, daß die Hefte bis zum Ende meines Berichts die gleichen blieben. Diese Gleichförmigkeit war – so kam es mir vor – ein Mittel, um mich gegen einen Abbruch unseres Gesprächs zu schützen. Auch wäre es gut, in Santiago einen Stoß von Heften zu haben, die aus der Papeterie stammten, in der wir beide über viele Jahre unsere Schreibwaren zu kaufen pflegten. Und so liegt jetzt ein Stoß von neun Reserveheften in der Schublade von Vaters Schreibtisch.

Noch während die Schritte der Möbelpacker im leer werdenden Haus hallten, begann ich zu schreiben. Die Männer, die vergeblich auf das Bier warteten, machten sich in halblauten, unwirschen Sprüchen lustig über mich, der ich dasaß, als ginge mich das Ganze nichts an. Auch Baranski, der Makler, der zur Schlüsselübergabe gekommen war, wußte nicht, was er von der Sache halten sollte. Kaum hatte ich ihn hereingelassen, setzte ich mich an den Schreibtisch und nahm den Stift zur Hand, ungeduldig auf den Moment wartend, wo ich würde weiterschreiben können. Er habe schon zwei Interessenten an der Hand, sagte er, die ein Haus zum 1. Dezember suchten, und vorher müsse ja noch renoviert werden. Ich konnte mich nicht konzentrieren. Vorläufig keine Besichtigungen, sagte ich ungedul-

dig. Und unser Vertrag? Vorläufig keine Besichtigungen, wiederholte ich. Was das denn hieße: «vorläufig»? Das könne ich ihm vorläufig nicht sagen, war meine Antwort. Die Reifen quietschten, als er abfuhr. Kaum war der letzte Möbelpacker durch die Tür, schloß ich zweimal ab. Ich habe mich unmöglich benommen. Es wird noch Ärger geben.

*

Ich denke zurück an jenen Anruf von dir, der das zerbrechliche Gehäuse meines neuen Lebens zum Einsturz bringen sollte. Wie unwirklich es war, aus dem Schlaf gerissen zu werden und im Rauschen der transatlantischen Leitung deine Stimme zu hören! *«Ici Patricia»*, sagtest du, als ich abnahm, und nicht wie früher *«C'est moi»*. Als ob ich deine Stimme nicht in jedem Augenblick und unter allen Umständen erkennen würde.

Dein Bericht war von atemloser Sachlichkeit. Anders als früher hätte ich deine Worte nachher nicht wiederholen können. Sie versanken in der Betäubung, die mich schon nach den ersten Sätzen umfing. Nur die nackten Informationen behielt ich: Antonio di Malfitano während einer Aufführung von *Tosca* erschossen. Vater im Gefängnis. Maman sei dabeigewesen, sage aber nichts. Und dann der Schluß des Gesprächs, nachdem es eine Weile still gewesen war: «Patrice?» «Ja.» «Du wirst doch kommen?» «Ja», sagte ich, «ich komme.» *«A bientôt.» «A bientôt.»* Ich war froh, daß du bereit warst, unsere gewohnten Worte des Abschieds zu tauschen. In diesem Augenblick war es wie früher. Ich konnte es kaum erwarten, dich wiederzusehen. Und ich habe noch nie vor etwas solche Angst gehabt.

Ich konnte es nicht glauben. Das würdest du niemals tun, Vater, dachte ich und wiederholte es mir in den nächsten Stunden hundertfach, laut und leise. Nicht Antonio di Malfitano, den Mann, dessen Stimme du vergöttert hast. Und gewiß nicht auf offener Bühne, die für dich wie ein Heiligtum war. Die Stimme zu vernichten, die du beim Schreiben deiner Partituren ständig im Ohr hattest: Das ist unvorstellbar.

Es kam mir damals ganz natürlich vor, Vater in Gedanken auf diese Weise anzusprechen. (Wobei es mir wichtig war, ihn *Vater* zu nennen und nicht *Papá,* wie du es – stets mit der französischen Betonung – zu tun pflegtest.) Erst im Laufe der folgenden Stunden wurde mir klar, daß ich es so noch nie getan hatte. Es war, das spürte ich allmählich, eine ganz neue Art, ihm zu begegnen. Es war eine Befreiung, darauf gekommen zu sein, und ich war verwundert, daß es der gespenstischen Nachricht von seiner undenkbaren Tat bedurft hatte, um mir diese Möglichkeit zu eröffnen. Jetzt, wo ich dir darüber berichte und die Worte, die ich damals an ihn richtete, nachträglich aufzeichne, habe ich das sonderbare Gefühl, Vater damit näher zu sein als früher, wenn ich bei ihm war. Richtig erklären kann ich es mir nicht. Vielleicht war es seine Aura der Einsamkeit, die mich vorher daran gehindert hatte, ihm so unmittelbar zu begegnen. Es ist, als müsse ich erst seine einsame Anwesenheit vergessen, um ihn mit meinen Gedanken ganz zu erreichen. (Wir alle haben – so kommt es mir nun vor – stets *über* ihn geredet statt *zu* ihm. Es klingt verrückt, aber ich möchte hinzufügen: Das war selbst dann so, wenn wir ihn, äußerlich gesehen, direkt angesprochen haben.)

Ich vermisse dich, Vater. Als ich damals verwirrt und ungläubig den Hörer auflegte, war es in Chile noch mitten in der Nacht, während für dich bereits der erste Tag hinter Gittern begonnen hatte. Du in Handschellen, dachte ich. Wie konnten sie das tun! Ich sah, wie die stählernen Ringe über deinen breiten Handgelenken zuschnappten, und hörte das Klicken. Wie ich dich kenne, sagte ich zu dir, wirst du kein Wort gesprochen haben, und auf deinem Gesicht wird jenes Lächeln erschienen sein, mit dem du der feindlichen Welt stets begegnet bist – jenes Lächeln, das Gygax, der Heimleiter, nicht ausstehen konnte. *Das arroganteste Kinderlächeln, das ich kenne.* Wie oft hast du diesen grausamen Ausspruch von ihm zitiert. Ich sehe, fuhr ich fort, das besondere Glitzern in deinen Augen, das wir geliebt und gefürchtet haben, Patty und ich. Diese Augen, sie wirken stets, als würdest du sie eine Spur zusammenkneifen, und zu-

sammen mit den schmalen Lippen, die immer auf dem Sprung sind, sich zu einem spöttischen Lächeln zu büscheln, geben sie dem Gesicht den Ausdruck einer fortwährenden ironischen Distanz zu allem. Es ist, als würdest du das Gesicht stets ein bißchen nach vorne schieben, und dieses Schieben kommt nicht vom Hals, überhaupt kommt es nicht von etwas Körperlichem, es kommt aus deinem Inneren, aus derselben Quelle wie das Glitzern in den Augen. Allen, die dich nicht kennen, erscheinst du dadurch wie einer, der die Welt von einem inneren Hochsitz aus betrachtet.

Und doch könnte nichts weiter von der Wahrheit entfernt sein. Patty und ich, wir pflegten zueinander zu sagen: Er weiß es nicht, aber durch dieses Schieben des Gesichts und den oft überwachen Blick versucht er in jedem Augenblick, den Startnachteil auszugleichen, den er als Waisenkind hatte. Was an diesem Gesicht arrogant erscheinen mag, enthält in Wirklichkeit die Botschaft: Ich war im Hintertreffen, und damals, als Kind, konnte es scheinen, als würde ich es nie schaffen. Aber ich habe aufgeholt, und nun bin ich hier und weiß über Musik alles. Das soll mir einer nachmachen. Ihr, die ihr das bessere Los gezogen habt, wißt nichts von der Anstrengung und den Demütigungen, die hinter mir liegen.

Erst als dieses lautlose Gespräch mit Vater zu Ende war, machte ich damals Licht. Die Wohnung kam mir mit einemmal fremd vor, obwohl ich schon vier Jahre dort gelebt hatte. Dein Anruf, Patty, er hatte eine alte Empfindung von neuem aufbrechen lassen: daß die Dinge ihre Fremdheit für mich erst verlieren, wenn auch du sie gesehen hast. Wenn ich geglaubt hatte, mir diese Räume auch ohne dich zu eigen gemacht zu haben, so wurde ich in jenem Augenblick eines Besseren belehrt: Es hatte sich um bloße Gewöhnung gehandelt. Zu einem Teil von mir würden sie erst dadurch werden können, daß ich sie mit dir teilte. Insgeheim, da bin ich sicher, habe ich darauf gewartet, daß du sie eines Tages betreten und mir dadurch gewissermaßen übereignen würdest.

Bevor ich nach deinem Anruf in die Küche ging, um Kaffee

zu machen, rief ich am Flughafen an, wohl wissend, daß es dafür noch zu früh war. Als ich dann den Tauchsieder in der Hand hielt, dachte ich an Vaters Tauchsieder. Mit diesem verbeulten Ding, Vater, pflegtest du dir dein Kaffeewasser zu machen, wenn du, lange vor uns anderen, aufgestanden warst, um noch ein, zwei Stunden Noten zu schreiben, bevor du ins Geschäft mußtest. Ich sehe dich in der Küche stehen, den schäbigen Topf in der Hand, umgeben von ausgesuchten italienischen Kacheln und einer endlosen Reihe von Pfannen und Töpfen aus blitzendem Kupfer.

Maman hat ihn gehaßt, deinen Tauchsieder mit dem wackligen Griff. Wenn sie dich dabei überraschte, daß du ihn herausholtest, statt eine der beiden Kaffeemaschinen einzuschalten, ging sie wortlos hinaus. Es war wie mit der alten Füllfeder, die ebenfalls aus deiner Junggesellenzeit stammte. Maman hat dir im Laufe der Jahre sicher ein Dutzend der edelsten Füller geschenkt. Deine Partituren aber hast du alle mit der alten Feder geschrieben, deren Griff vom vielen Gebrauch matt und gräulich geworden war. Oder der uralte Geldbeutel, den du heimlich zum Sattler brachtest, statt ihn gegen eines der eleganten Portemonnaies auszutauschen, welche Maman dir aufdrängte. Stumm hast du dich mit solchen Dingen in einer Familie behauptet, in der du immer ein Fremdling warst.

Weißt du, Vater, was mir als erstes durch den Sinn ging, kaum hatte ich in Santiago den Hörer aufgelegt? Deine heisere Stimme, wenn du über Erfolg sprachst. Es war dann, als streiftest du die alltägliche Stimme ab und schlüpftest in einen neuen, bedeutungsschweren Tonfall voller Geheimnisse. Etwa wenn du von Verdis, Puccinis oder Massenets Erfolgen sprachst und überhaupt vom Durchbruch, der jemandem gelungen war. Sie hatte viele Schattierungen, diese besondere Stimme. Ich weiß nicht warum, aber man wußte, auch wenn man eben erst dazugekommen war, sofort, ob du von einem Erfolg oder einem Mißerfolg sprachst. Der Klang verriet es, noch bevor man den Inhalt verstanden hatte. Es lag düsterer Triumph in deiner Heiserkeit, wenn die Rede von einem Großen war, dem der Erfolg

bei einem später gefeierten Werk lange versagt geblieben war, wie Beethoven beim *Fidelio*. Wobei ich nie sicher war, ob der Triumph der späteren Anerkennung galt oder der Tatsache, daß auch Große manchmal lange auf sie warten müssen.

Nichts jedoch glich derjenigen Tonlage, die du anschlugst, wenn es um deinen Helden ging, dem der Erfolg ein Leben lang versagt geblieben war: Cesare Cattolica. Es gab diesen einen Satz über ihn, den ich bei zahllosen Gelegenheiten von dir gehört habe: *Niemand wollte seine Musik hören*. Und jedesmal war es, als sagtest du: *Niemand will meine Musik hören* – ein Satz, den du nie ausgesprochen hast, dazu warst du zu stolz. NIEMAND *wollte seine Musik hören*. So sagtest du, wenn du traurig und verzweifelt warst. KEINER *wollte seine Musik hören*. So drücktest du dich aus, wenn Wut und Verbitterung dich beherrschten. Es war, als wendetest du dich mit dem Wort KEINER an jeden einzelnen und klagtest ihn an – als schrittest du eine endlose Front von einzelnen ab, vor die du der Reihe nach hintratest, um ihnen deine heisere Anklage entgegenzuschleudern. Dein Blick bekam eine hilflose Heftigkeit, der Haß beigemischt war, ein anonymer Haß, der keiner bestimmten Person galt. Du sahst in solchen Momenten niemanden an, sondern blicktest an allen vorbei, und in dem Blick lag Anklage, nein, eigentlich nicht Anklage, sondern etwas, was darüber hinausging, nämlich das mit Verachtung gepaarte Wissen, daß niemand der Anwesenden, ja überhaupt niemand außer Cattolica und dir, Vater, ermessen konnte, was das bedeutete: daß niemand die Musik hören wollte, die man geschrieben hatte. Die anderen, zu denen du sprachst, waren nur Publikum, Staffage für die verzweifelte Botschaft, von der dich niemand erlösen konnte. Dein Blick war voll von brennender Einsamkeit, für die man sich keinen kraftvolleren Ausdruck hätte denken können als die Heiserkeit deiner Stimme.

Als ich damals, nach Pattys Anruf, mit dem dampfenden Kaffeebecher in meiner Küche in Santiago stand, war ich vollkommen sicher, Vater, daß wenn du es – was unmöglich schien – doch getan hattest, du gewissermaßen aus dieser Heiserkeit

heraus geschossen hattest; daß es deine heisere Einsamkeit war, die sich in dem Schuß entladen hatte. Nach einer Weile dann spürte ich, daß hinter meinem Rücken etwas Überraschendes geschehen war: Mein Ekel vor deinen heiseren Erfolgspredigten war verschwunden, ein Ekel, der in den letzten Jahren zu Hause übermächtig geworden war und mich hierhergetrieben hatte. Ich hatte in die andere Hemisphäre reisen, einen Ozean von Wasser sowie einen ganzen Kontinent zwischen mich und diese Heiserkeit legen müssen, um ihrer erstickenden Eindringlichkeit zu entfliehen. Ans andere Ende der Welt war ich geflohen. Doch jetzt, wo ich dich mit deinem übertrieben geraden Rücken auf einer Gefängnispritsche sitzen sah, hatte deine Heiserkeit plötzlich alles Bedrängende verloren. Jetzt gehörte sie nur noch dir allein; sie war nichts mehr zwischen uns. Überhaupt hatte sie kein Ziel mehr, sondern war nur noch ein Aufschrei, vor dem ich wiederum fliehen wollte, doch nun nicht mehr, weil deine heisere Stimme mir die Zukunft zu rauben drohte, sondern weil ich spürte, wie schrecklich der Schmerz dahinter sein mußte.

Erfolg macht unantastbar. Ich hörte diesen Satz jeweils lange, bevor du ihn wirklich aussprachst, und ich versuchte mich dagegen zu schützen, indem ich mich innerlich taub stellte, damit er wie eine Lautfolge ohne Bedeutung an mir vorbeirauschen möge. Jetzt, wo eine Zellentür hinter dir ins Schloß gefallen war, mußte ich mich vor dem Satz erneut schützen. Doch nun war es anders als früher. Voller Scham dachte ich daran, wie ich deine Heiserkeit manchmal nachgeäfft hatte im hilflosen Versuch, mich dagegen zu wehren. Auf einmal konnte ich es kaum erwarten, deine heisere Stimme wieder zu hören.

Als ich dich vor dem Gefängnis wiedersah, war sie verschwunden, die früher so verhaßte Heiserkeit. Du warst so leer ohne sie, Vater, so matt und ohne Zukunft. Die Heiserkeit war doch auch die Stimmlage der Hoffnung und des Träumens gewesen. Ich hätte alles darum gegeben, sie noch einmal hören und dich noch einmal als Träumer erleben zu können. Ich vermisse dich, Vater. Und ich wünschte, ich hätte dich auf eine Wei-

se berühren können, die den Griff der Polizisten, als sie dich abführten, ausgelöscht und dich in der Unantastbarkeit, nach der du dich stets gesehnt hast, wiederhergestellt hätte.

In Santiago begann es zu dämmern, langsam und zögernd wie an regnerischen Tagen immer. Ich trat auf meinen winzigen Balkon und lehnte mich auf das rostige Geländer. Die ersten Lastwagen donnerten vorbei. Ende Oktober, der Frühling hatte begonnen. Nicht nur meine Wohnung wirkte jetzt fremd. Die Fremdheit dehnte sich auf die ganze Stadt aus und auf die verschneiten Kordilleren, von denen sie umgeben ist. Nie, Patty, ist dein Blick über diese Szenerie geglitten, nie hast du leibhaftig neben mir gestanden und sie mit mir zusammen betrachtet, wenngleich ich mich in der ersten Zeit manchmal in diese Illusion vergrub und laut mit dir zu sprechen begann, bis ich einmal den verwunderten Blick meiner Nachbarin auffing, die sich erschrocken zurückzog, als hätte sie etwas Krankes gesehen. Weißt du noch, wie gut wir das schon als kleine Kinder konnten: etwas in so vollständigem Gleichklang betrachten, daß unsere Blicke ihre Getrenntheit verloren und miteinander verschmolzen? Und wie glücklich wir dabei waren?

Ich erschrak, als meine Gedanken eine abrupte Wendung nahmen und ich dachte: Gekonnt hätte er es. Vater, das wußten wir, war ein guter Schütze, der zweitbeste in der Kompanie. Hugentobler bekam den Preis, aber nur deshalb, weil er mogelte. Nie hat Vater vergessen, das hinzuzufügen. Erinnerst du dich an den verschlagenen Ausdruck, den sein Gesicht dabei annahm – als sei er wieder auf dem Schulhof und bereit, sich mit allen, auch den gemeinsten Tricks zu verteidigen? Ich kann mir vorstellen: Damit, mit seiner wortlosen Treffsicherheit, hat er sich bei den anderen, die den schweigsamen Außenseiter mieden, Respekt verschafft.

Ja, Vater, du hättest es gekonnt, dachte ich. Und *Tosca* war die perfekte Gelegenheit: Man könnte es kurz vor Ende tun, wenn Mario Cavaradossi, der Maler, auf der Engelsburg vom angetretenen Kommando erschossen wird, angeblich nur zum Schein, doch Scarpia hat sein Wort gebrochen, und die Schüsse sind

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Pascal Mercier

Der Klavierstimmer
Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-72654-7

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2000

Ein berühmter italienischer Tenor wird während der Aufführung von Puccinis "Tosca" auf offener Bühne erschossen. Die Kinder des Täters, die Zwillinge Patrice und Patricia, reisen nach Berlin, um zu verstehen, wie es zu dieser Tat kommen konnte. Schicht für Schicht legen sie die Beweggründe frei, die ihren Vater, einen legendären Klavierstimmer und glücklosen Opernkomponisten, zur Waffe greifen ließen. Jahre zuvor waren sie vor ihrer inzestuösen Liebe in verschiedene Hemisphären geflohen. Ihr Wiedersehen und die zunächst unbegreifliche Tat des Vaters führen dazu, daß sie ihre Sprachlosigkeit beenden und aufschreiben, wie sie ihre einstige Intimität erlebt haben. Ein befreiender Prozeß des Erinnerns beginnt.